

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher

Band: 122 (1994)

Vereinsnachrichten: Rückblick auf die 162. Jahresversammlung der Appenzellischen
Gemeinnützigen Gesellschaft

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rückblick auf die 162. Jahresversammlung der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Samstag, 29. Oktober 1994, im Gasthaus Rössli, Hundwil

Beginn: 10.00 Uhr
Vorsitz: Arthur Sturzenegger
Protokoll: Paul Brütsch

Begrüssung und Eröffnung

Im Gasthaus Rössli, Hundwil, kann der Präsident A. Sturzenegger aus Rehetobel 80 Versammlungsteilnehmer(innen) begrüßen. Einen besonderen Gruss entbietet er unsern Ehrenmitgliedern Dr. Hermann Grosser und Fritz Frischknecht. Weiter darf er verschiedene Persönlichkeiten begrüßen, darunter Gemeindehauptmann Hans Menet, Regierungsrat Werner Niederer, unsere Referenten P. Prof. Dr. Ephrem Bucher und Prof. Dr. Ruedi Müller-Wenk und Gattin sowie Prof. Dr. Stefan Sonderegger.

Verschiedene Mitglieder sind verhindert, an der Tagung teilzunehmen und haben sich entschuldigt. (Zur gleichen Zeit wird die Umwandlung der Appenzell-Ausser-rhodischen Kantonalbank in eine Aktiengesellschaft beschlossen.)

Der Präsident erinnert an die letzte Tagung in Hundwil vor bald vier Jahrzehnten im Jahre 1958, die bei wolkenstürmlichem, dunklem Himmel durchgeführt wurde. Heute begrüsst uns die Sonne. Zu Ehren des verstorbenen Lehrers Hans Schläpfer, Speicher, erheben sich die Versammlungsteilnehmer(innen). Ein Rückblick auf sein Leben und Wirken wird im Jahrbuch 1994 erscheinen.

Jahresbericht

Liebe Gemeinnützige,

Wenn die Generalversammlung der UNO jeweils sich anschickt, ein folgendes Jahr einem ganz bestimmten Thema zu widmen, entspringt dies zweifellos einem offensichtlich weitherum empfundenen Unbehagen bei der Feststellung, dass vieles im Bereich des fraglichen Themas nicht mehr stimmt. Tradierte Werte und Einschätzungen haben sich so gewandelt, dass sie der Neuüberdenkung und neuer Definitionen bedürfen. 1994 ist zum

Jahr der Familie

erklärt worden. Zahlreiche Organisationen nehmen dies zum Anlass, über die Bedeutung der Familie in der heutigen Gesellschaft öffentlich nachzudenken. Erinnert man sich, dass frühere solcherweise themengerichtete Besinnungsjahre *alle* nicht ohne tragende Wirkung geblieben sind – Jahr der Natur – Jahr der Hecke – Jahr der Frau – ... dann kann man das noch laufende Jahr der Familie nur als höchst dringend und längst fällig begrüßen.

Das Wesentliche sollte allerdings auf emotionaler Ebene mit den dazu geeigneten Kommunikationsmitteln vorgehen. Denn wo das natürliche Empfinden und Handeln, die Intuition, verloren geht, beginnt die Unterstützung durch theoretisch-wissenschaftlichen Sachverstand an Bedeutung zu gewinnen. Er muss dann gewisser-

massen die Rolle der parteineutralen Stimme übernehmen, und man wird dabei – hoffentlich – bald jenen Grenzen der Erkenntnis begegnen, die sich bei der Erfassung emotionaler Werte entgegenstellen. Wie denn kann das Mass und die Qualität z.B. jener liebenden Zuwendung statistisch erfasst werden, das für die gesunde Entwicklung der Kinder – einzeln und in Gruppen – von so unabdingbarer Notwendigkeit ist?

Trotz der grossen Bedeutung, die wir dem internationalen Jahresthema zwar beimessen, haben wir für die diesjährige Jahresversammlung mit dem Themenkreis

Mensch und Arbeit

ein nicht weniger brennendes Thema gewählt. Wer sich jedoch mit der ganzen Problematik von Arbeit und Arbeitslosigkeit im Sozialbereich auseinandersetzt, dem wird die enge Verknüpfung beider Themen nicht entgehen. Denn wenn auch die Familie als solche manche Veränderung erfahren hat, so verkörpert ihre gute Form auch heute noch immer den schützenden Ort des Getragenseins in selbstverständlicher Solidarität, weit über die Kindheit hinaus. Die Familie hat darum als erstes soziales Auffangnetz an Bedeutung nicht verloren. So beobachtet man immer wieder, dass für junge arbeitslose Menschen die Gefahr, in Krankheit und Sucht abzugleiten, dann weit geringer ist, wenn eine tragkräftige Familie alle ihre Funktionen auszuüben vermag.

Damit sind wir dort angelangt, wo wir über *unsere Tätigkeit im vergangenen Jahr* zu berichten als sinnvoll erachten:

Die Hilfe in dringenden Fällen

Zwar weniger als erwartet, sind uns Meldungen über ausgesteuerte Arbeitslose in eigentlicher Notlage gemeldet worden. Wo immer wir aber durch unsern Fonds für dringliche Fälle helfen konnten, war unser Beitrag deshalb besonders wirksam, weil rasch und unbürokratisch Hilfe erfolgen konnte. Mein Aufruf im letzten Jahresbericht über die bevorstehende Erschöpfung des aus dem Nachlass von Frau Heutschi gebildeten *Fonds für dringliche Unterstützungsfälle*, zeitigte schon gleichentags Früchte, indem uns von einem Versammlungsteilnehmer ein namhafter Betrag zugesichert und kurze Zeit darauf einbezahlt wurde.

Andererseits hat jener Aufruf vielleicht bei Fürsorgestellten Zurückhaltung in Bezug auf Fallmeldungen bewirkt. So sei denn ab heute wieder unser verstärktes Hilfspotential bekannt gemacht. Dies umso mehr, als wir im Laufe des Jahres vom Wunsch unseres Mitglieds Dr. med. Hans Ueli Widmer aus Winterthur erfahren durften, zum Andenken an seine verehrte Mutter Hanna Widmer-Sonderegger einen Fonds mit gleicher Zweckbestimmung, nämlich der spontanen finanziellen Unterstützung in dringenden Fällen, gründen zu wollen. Durch eine namhafte Einlage und in Aussicht gestellter wiederkehrender Zuschüsse steht uns diese neue Hilfsquelle zur spontanen Direkthilfe bereits zur Verfügung.

Ebenfalls zugunsten dringlicher Fälle erhielten wir im vergangenen Jahr von einer ungenannt sein wollenden Persönlichkeit Fr. 10 000.–, so dass wir mit den uns für die nächste Zeit zur Verfügung stehenden Mitteln in der Lage sind, die wohl schönste Sparte in privater Sozialfürsorge, die konkrete, tätige Hilfe, wirksam ausüben zu können. Mit dem Versprechen, in uns bekanntgemachten Fällen Hilfe zu leisten, wo die Not am grössten ist, halten wir unsere diesem Zwecke dienenden Reserven weiterer Zuwendungen empfohlen, und wir versäumen nicht, den grossherzigen Donatoren im vergangenen Jahr unsern besten Dank auszusprechen. Auch für die

Unterstützung und Förderung kultureller Anliegen

durften wir willkommene Gaben und Vermächtnisse entgegennehmen, so Fr. 10 000.– von der Metrohmstiftung, Fr. 6000.– von der Patria, Fr. 3000.– von AR und Fr. 750.– von AI als Druckkostenbeiträge für das Jahrbuch. Von unserm im Mai verstorbenen Mitglied Emil Alder, ehemaligem Erziehungssekretär von AR und langjährigem Delegierten der AGG im Ostschweiz. Blindenverband, wurde uns ein Vermächtnis in der etwaigen Höhe von Fr. 10 000.– testamentarisch in Aussicht gestellt. In ehrendem Gedenken sind wir dem Verstorbenen zutiefst dankbar. Unser Dank richtet sich auch an dieser Stelle an alle weitem erwähnten Donatoren.

Unterstützungsbeiträge unsererseits

Unter obigem Titel richteten wir aus an den neugegründeten Dorfbibliotheksverein Stein, an eine Ludothek in Speicher/Trogen sowie an den von uns wohl seit seiner Gründung unterstützten Sonneblick in Walzenhausen. Die wegen ihrer umstrittenen Zielsetzung in Schleuderkurs und deshalb in die Schlagzeilen unserer Appenzeller Presse geratene Institution liess uns nicht unberührt, hatte sie doch seit ihrer Gründung die Unterstützung der AGG.

So waren wir froh und dankbar, dass sich nun unter Führung von alt Landammann Hans Ueli Hohl ein neues Team zusammengefunden hat, das mit seinem Vertrauen erweckenden Konzept wohl in der Lage ist, der traditionsreichen, von Pfr. Dr. Paul Vogt gegründeten Sozialinstitution wieder neuen Odem zu verleihen, um im Sinne des Gründers heutigen Bedürfnissen angemessen zu genügen. Der Vorstand der AGG war denn auch gerne bereit, mit Fr. 10 000.–, ausbezahlt im Moment der Wiederinbetriebnahme, an das Weiterleben beizutragen.

Die Tätigkeit des Vorstandes

beschränkt sich nicht darauf, jährlich – wie es scheinen mag – ein paar Gesuche zu behandeln und die Jahresversammlung zu organisieren. Es darf wieder einmal in Erinnerung gerufen werden, dass der Kontakt mit den Patronatsinstitutionen und die Mitarbeit einzelner Vorstandsmitglieder der AGG in verschiedenen dieser Einrichtungen mit zur Vorstandstätigkeit gehört. Vermögensverwaltung, Verwaltung der erbten Liegenschaft in Bern seien nur zwei Stichworte, welche einen kurzen Einblick in das breite Wirkungs- und Pflichtenfeld des AGG-Vorstandes gewähren soll, Hinweis jedoch darauf, dass es sich um eine sehr vielseitige und interessante Betätigung handelt. Dass das Verhältnis unter den Vorstandsmitgliedern demjenigen eines Freundeskreises gleichkommt, erleichtert die Arbeit. In diesem Sinne danke ich meiner Kollegin und den Kollegen im Vorstand herzlich, und ich hoffe, dass diese vorstandsbezogene Schilderung in eigener Sache dazu angetan sei, die Lust zur Mitarbeit anzuregen, auf dass im gegebenen Zeitpunkt es nicht schwer fallen soll, begeisterte, der Sozialarbeit und kultureller Tradition verbundene Nachfolgepersönlichkeiten für Präsidium und Vorstand zu finden. Heute gibt es keine Neuwahlen zu treffen.

Mein Dank geht auch an alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des *neuesten Jahrbuches*. Neben der grossen Arbeit der Autoren sei auch diejenige der Redaktionskommission mit Johannes Schläpfer als Redaktor an der Spitze dankbar erwähnt. Mit dem Beitrag der beiden letztjährigen Referenten über das Leben des appenzelischen Universalgenies *Titus Tobler* wird die jüngste Ausgabe des stolzen Werkes unserer Gesellschaft zu einer neuerlichen Kostbarkeit.

Bei der heutigen Vorlage (Traktandum 7) betr. die *Schenkung von Fr. 20 000.– an das Wohnheim und Werkstätte «Landscheide»*, Schönengrund, handelt es sich darum, ein

seit längerer Zeit bestehendes zinsloses Darlehen in der Höhe von Fr. 60 000.– zu einem Drittel in eine Schenkung umzuwandeln. Der Vorstand empfiehlt Ihnen, seinem Antrag zuzustimmen, eine Geste, für welche sich der Trägerverein dieser segensreichen Institution im Dienste von psychisch Behinderten sehr bedankt.

Die Mitgliederzahl

Die Werbetätigkeit im vergangenen Jahr blieb mit 37 Neumitgliedern unter dem Durchschnitt der letzten Jahre. Es fehlten jene eifrigen Werber, wie wir sie (sogar im Kreise unserer Regierung) in den letzten Jahren schon mehr als einmal finden durften. Ich möchte an dieser Stelle allen, die in der Aktion «Jedes Mitglied wirbt ein neues» tätig waren, bestens danken und gleichzeitig den Aufruf ergehen lassen, bei der neuen gleichen Aktion sich erneut anzustrengen, auf dass wir in der Nähe der Zweitausendermarke, wenn möglich darüber, bleiben dürfen.

Ehrung Verstorbener

Lassen Sie mich an dieser Stelle eines sehr verdienten und der AGG treuen Mitgliedes ehrend gedenken, welches im vergangenen August verstorben ist: Lehrer Hans Schläpfer in Speicher. Sein gemütvolltes, vielfältiges Wirken als Lehrer und Pädagoge, als Komponist und Musiker, aber auch als starke Säule im Heimat- und Naturschutz, bei der Pflege und Erhaltung geistiger Inhalte überhaupt, dieses Wirken geht weit über seinen Tod hinaus, und in seinen Werken und Gedanken wird Hans Schläpfer uns weiterhin gegenwärtig bleiben. Ein Nachruf im folgenden Jahrbuch wird näher auf Leben und Werk dieses Verstorbenen eingehen können. Ich bitte Sie, sich zu seinem Andenken und auch zu demjenigen an alle weiteren Verstorbenen AGG Mitglieder von den Sitzen zu erheben.

Ich schliesse meinen Jahresbericht mit den besten Wünschen für eine anregende und anschliessend auch gemütliche Tagung, was uns angesichts der Referate zweifellos bevorsteht. Die Jahresversammlung ist eröffnet.

Arthur Sturzenegger, Präsident AGG

Das *Protokoll der Jahresversammlung 1993 in Oberegg* wird ohne Wortmeldung und Gegenstimme genehmigt und verdankt.

Rechnungsabnahme: Die Rechnung ist im Jahrbuch 1993 nachzulesen. Der Kassier, Hans Künzle, erinnert nochmals an den Direkthilfefonds, in dem beinahe 30 000 Franken liegen, und ermuntert die Fürsorgestellten, sich an uns zu wenden. Die Gesellschaftsrechnung schliesst mit einer Vermögensverminderung von Fr. 23 938.80 ab. Das Vermögen beträgt Fr. 1 262 194.43.

Rechnungsrevisor Peter Kunz erwähnt den Revisorenbericht auf Seite 223 des Jahrbuchs. Mit Applaus wird der Rechnung zugestimmt, dem Kassier Entlastung erteilt und dem gesamten Vorstand für die geleistete Arbeit Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Subventionen 1994: Mit der Einladung beantragt der Vorstand, an 18 Institutionen 20 000 Franken zu schenken. Vier Institutionen sind aufgeführt, die dieses Jahr keinen Beitrag erhalten, darunter das Evangelische Sozialheim Sonneblick, dem wieder ein Beitrag zukommt, wenn seine Türe erneut offen steht. Ohne Gegenstimme wird die Subventionsliste gutgeheissen.

Bestimmung des Mitgliederbeitrages: Anträge des Vorstandes: Belassung auf der bisherigen Höhe von 25 Franken/Jahr für Einzelmitglieder, 45 Franken/Jahr für Ehepaare und 500 Franken/auf Lebzeiten. Ohne Diskussion und ohne Gegenstimme wird den Anträgen des Vorstandes zugestimmt.

Festsetzung der Finanzkompetenz des Vorstandes für dringende Unterstützungsfälle (Art. 19 der Statuten). Antrag des Vorstandes: Belassung auf bisheriger Höhe von 25 000 Franken. Keine Wortmeldung. Zustimmung der Versammlung.

Gewährung eines Betrages von 20 000 Franken als Schenkung zugunsten des Vereins Wohnheim und Werkstätte Landscheide, Wald-Schönengrund. Es handelt sich darum, ein seit längerer Zeit bestehendes zinsloses Darlehen in der Höhe von 60 000 Franken zu einem Drittel in eine Schenkung umzuwandeln. Ein Drittel wird vom Trägerverein zurückbezahlt, ein weiteres Drittel bleibt als Darlehen (zu 4 Prozent zu verzinsen) stehen. Ohne Diskussion und ohne Gegenstimme wird dem Antrag zugestimmt.

Wahlen: Es liegen keine Rücktritte vor. Peter Kunz, der die Wahlen vornimmt, freut sich, dass alle weitermachen, und regt an, sie in globo zu bestätigen, was darauf ohne Gegenstimme geschieht. Arthur Sturzenegger wird als Präsident und Hans Künzle als Kassier wieder gewählt. Ebenfalls werden mit einem Dank für ihre Arbeit die drei Rechnungsrevisoren Hans Giger, Walter Bischofberger und Peter Kunz bestätigt.

Wünsche und Anregungen: Gemeindehauptmann Hans Menet entbietet den Gruss der Gemeinde Hundwil. Er erwähnt die Grenze der Gemeinde, die 12 km beträgt und bis zum Säntisgipfel reicht. Weiter nennt er die Trennung von Stein 1749, die grossen Aufgaben, die vor ihnen liegen (z.B. die Wasserversorgung, die Schulhauserweiterung) und die Renovation der Kirche, die jetzt abgeschlossen ist. 51 Prozent der Einwohner arbeiten noch in der Landwirtschaft. Am Beispiel der eigenen Familie zeigt er deren Wandel und betont die Sorgen im Blick auf die Zukunft.

Um 11.00 Uhr kann der Präsident den ersten Teil der Jahresversammlung schliessen.

2. Teil

Für das aktuelle Thema «Arbeit, Arbeitslosigkeit, Müsiggang» konnten P. Prof. Dr. Ephrem-Josef Bucher, der am Gymnasium in Appenzell unterrichtet und als Rektor amtiert, und Prof. Dr. Ruedi Müller-Wenk, Direktor der Frisco-Findus AG und Professor an der Hochschule St.Gallen, gewonnen werden. Ihre Vorträge drucken wir im Wortlaut ab.

Arbeiten, um zu leben, oder leben, um zu arbeiten

1. Einleitung

Arbeiten wir, um zu leben, oder leben wir, um zu arbeiten? Die Frage wird recht oft gestellt, manachmal eher im Scherz, manchmal aber auch im Ernst, etwa dann, wenn eine Frau den Eindruck hat, ihr Mann sitze immer nur im Geschäft oder hinter seinen Büchern – oder wenn ein Schüler findet, die Lehrer wüssten auch nichts Besseres zu tun, als die Fülle der Hausaufgaben ins Grenzenlose zu steigern...

Aber die Frage ist irgendwie doch falsch gestellt; denn dem gesunden Menschen präsentiert sich die Alternative nicht in der vorgelegten Form. Arbeit steht nicht dem Leben gegenüber, sondern ist vielmehr Teil des umfassenderen Lebens, ist einer –

sicher ein wichtiger – der verschiedensten Lebensvollzüge. Ich bin mir bewusst, die hier geäußerte These ist meine Meinung, die möglicherweise nicht von jedermann geteilt wird. Es ist das Ziel der hier vorgelegten Ausführungen, etwas Klarheit in die verzwickte Meinungsvielfalt zu bringen. Das werde ich versuchen in meiner Eigenschaft als kulturphilosophisch interessierter Gymnasiallehrer.

2. Etymologische Bemerkungen zum Wort «Arbeit»

Es dürfte von einigem Interesse sein, kurz auf die Bedeutungsgeschichte des Wortes «Arbeit» einzugehen, weil in den spontanen Wortschöpfungen und -transformationen unbewusst das Denken, Werten und Empfinden von Menschen und Gesellschaften sich zu spiegeln pflegt. Das *gemeingermanische* Wort «Arbeit» (mhd. arebeit; ahd. ararbeit) ist wahrscheinlich eine Bildung zu einem im germanischen Sprachbereich untergegangenen Verb mit der Bedeutung «verwaist sein, ein zu schwerer körperlicher Tätigkeit verdingtes Kind sein». Eng verwandt ist die *slawische* Wortgruppe um den Ausdruck (polnisch) «robota» (Roboter) = Arbeit; die Wurzel heisst hier «rab», was soviel bedeutet wie «Sklave». Das *gemeingermanische* Wort «Arbeit» bedeutete auch im Deutschen – bis ins Neuhochdeutsche hinein – «schwere körperliche Anstrengung, Mühsal, Plage». Ähnliches lässt sich für die lateinischen-romanischen Synonyme von «Arbeit» feststellen. «Labor» (lat) heisst Mühe, Arbeit, Schmerz; und das französische «travail» geht wahrscheinlich auf das vulgärlateinische Wort «tripalus» zurück (= Dreipfahl = Vorrichtung zur Bändigung von Pferden, die schwierig zu beschlagen sind). Entsprechend bedeutet das Verb «tripalare» soviel wie «quälen». – Auf diese Art könnten noch weitere Details beigebracht werden; aber dazu fehlt jetzt die Zeit. Als Resultat aus dem etymologischen Befund darf festgehalten werden: Die Tätigkeit, auf die man mit dem Wort «Arbeit» Bezug nimmt, ist auf jeden Fall mühsam, schmerzhaft, erschöpfend. Nicht klar wird aus der Sprachforschung, ob sich jeder Mensch dieser mühsamen Tätigkeit unterziehen musste (und noch immer müsse) – oder ob es eventuell privilegiertere Menschen gab. Die Antwort auf diese Frage ist natürlich bekannt: In den verschiedensten Kulturen gab es Klassengesellschaften, und nicht alle Klassen waren im gleichen Mass «arbeitende Klassen». Im indogermanischen Raum kennen wir die Einteilung in Herrscher/Krieger – Priester – Handwerker, Sklaven (wobei die untern beiden Klassen oft zu einer einzigen zusammengenommen wurden). Und die Handwerker, Bauern und Sklaven waren es, die «Arbeit» im engeren Sinne verrichteten.

3. Die klassische Antike, besonders Griechenland

Die griechische Antike bringt eigentlich nur auf den Begriff, was im ganzen indogermanischen Raum mehr oder weniger üblich war. Sie definiert in ihrer philosophischen Reflexion den Begriff «Arbeit» als jene menschliche Tätigkeit, die zur *Herstellung* zweckdienlicher Situationen und Gegenstände ausgeführt wird. Das Resultat ist immer ein *Werk*. Die Griechen sprachen in diesem Zusammenhang von «*poein*», dem «Werken» stellten sie das «*Tun*» (prattein) gegenüber, welches das reine Tätigsein meint. Während «werken» das zweckdienliche Herstellen von etwas *Fremdem* bedeutet, dient das «Tun» der Selbstverwirklichung; es hat seinen *Zweck in sich selber*.

Ein *Beispiel* soll der Klärung des Sachverhalts dienen: Wenn jemand sich anstrengt, um ein Brett für den Fussboden zu hobeln, dann hat er seine ganze Energie in ein Objekt hineingelegt, das nachher auf den Boden gelegt wird, das man auch verbrennen kann, das nachher mit dem Hersteller nichts mehr zu tun hat. Wenn aber

jemand sich anstrengt, sagen wir bei einem Ballettanz, dann besteht das Resultat der Anstrengung nicht in einem Produkt ausserhalb des Subjekts, sondern im/in der Tänzer/in selber; er/sie entwickelt sich gleichsam selber, indem er/sie seine/ihre Handlungen ausführt.

Diese Qualifizierung «*Zweck-in-sich*» bzw. «*Zweck-in-einem-andern*» beinhaltet für die Antike auch eine Wertung: Jede Handlung, die ihren Zweck in sich selber hat, ist ehrenvoller und vollkommener als eine Handlung, die gesetzt wird, um etwas Nützliches zu produzieren oder etwas Lebensnotwendiges herbeizuschaffen; denn die Handlung wird ihrer selbst wegen und nicht eines ihr fremden Zwecks wegen gesetzt. Dementsprechend werden die *zweckdienlichen* Herstellungshandlungen (Ackerbau, Handwerk und Handel, ja selbst die Arbeit des Künstlers) den *Unterschichten bis hin zum Sklaven* zugeordnet bzw. übertragen. Diese Tätigkeiten sind ja verbunden mit Not, Mühe und Zwang (ponos und kopos). Und folglich sind nach dem Philosophen Aristoteles solche herstellenden Tätigkeiten keine Lebensformen, in welchen sich Freizeit zur Geltung bringen kann. (Als «Werkstätiger» ist man im Grunde immer «Sklave» der Umstände, der Materialien, des Wetters und vieler anderer Faktoren.)

Ganz Mensch ist man nach Aristoteles erst im «*bios politikos*» (auf der Ebene des öffentlichen Handelns) und den damit gegen Handlungen, die keine Herstellungshandlungen mehr sind, sondern eine Art von «politischer Praxis» (von griech. prattein). Ihre Überbietung erfährt die politische Praxis im «*bios theoretikos*», in der reinen, von Zwecken freien Reflexion des theoretischen Wissenschaftlers und des Philosophen.

Wenn man also dem antiken Wissenschaftler/Philosophen die Frage stellte, ob er arbeite, um zu leben, oder lebe, um zu arbeiten, dann würde er uns antworten, er arbeite überhaupt nicht; denn er stelle nichts her, sondern er *obliege einer Praxis*, und diese Praxis bestehe aus den vollkommendsten Lebensvollzügen, die einem Menschen möglich seien, nämlich aus «theoretisieren» (Denken und Kontemplation). – Nur *am Rande* sei hier vermerkt: Weil zu denken (theorein) die vornehmste menschliche Tätigkeit ist, denkt Aristoteles *Gott* als ein Wesen, das reine «Noesis Noeseos» (Denken des Denkens – Selbstbewusstsein) ist.

4. Die jüdisch-christliche Sicht der Arbeit

Das Denken der klassischen Antike hat eindeutig Spuren in der europäischen Kulturgeschichte hinterlassen. Das Sonntagsgebot für die katholischen Christen z.B. enthielt mehrere Jahrhunderte lang, u.a. das Verbot von *knechtlicher Arbeit am Sonntag*. Wer wissen wollte, was nun genau unter diesem Titel verboten sei, der bekam eine Palette von Tätigkeiten vorgelegt, die ziemlich genau mit den griechischen Herstellungshandlungen übereinsimmen. Diese Übernahme der Bewertung und Einteilung von Arbeit aus dem griechischen Kulturraum überrascht auf der andern Seite aber doch auch wieder; denn das jüdische Denken hat mit dem griechischen wenig gemein. – Habe ich nun die eine Kultur vorgestellt, will ich Sie auch mit der andern ein wenig vertraut machen.

Die Vielfalt der Termini in der Bibel, die «arbeiten» bzw. «Arbeit» bezeichnen, zeigt an, dass damit menschliche Tätigkeiten in einem umfassenden Sinn gemeint sind. Nach dem älteren Schöpfungsbericht (Gen 2–3) wird der Mensch in den Garten gesetzt, um diesen zu bebauen und zu behüten. Der jüngere Schöpfungsbericht (Gen I) verbindet mit der Schöpfung den Auftrag an den Menschen, die Segenskraft Gottes an die übrige Schöpfung weiterzugeben. Die ganze Ausführung des mit der

Schöpfung gegebenen Auftrags wird «Arbeit» genannt. Man beachte hier: Arbeit ist keine Strafe für den Sündenfall. Im Urteilspruch Gottes über den schuldig gewordenen Menschen wird weder Mensch noch die Arbeit verwünscht, nur die Umstände, unter denen die Arbeit ausgeführt werden muss, sind schwieriger und mühsamer geworden, aber gearbeitet hätte der Mensch auch im Paradies; denn die *Arbeit ist ein Zeichen der Bedeutsamkeit des Menschen*, sie bringt ihn in die Nähe Gottes (cf. Sir 17, 1ff.); der Mensch handelt gleichsam als Stellvertreter Gottes in der Welt, nachdem sich Gott von seinem Werk «ausruht».

Gestatten Sie mir an dieser Stelle eine *Zwischenbemerkung*. Hier werden Nähe und Distanz zwischen jüdischem und griechischem Denken offensichtlich. Einig sind sich die beiden Traditionen im Axiom, dass der Mensch das Göttliche nachahmen solle. Unterschiede treten zu Tage, wenn das Gottesbild etwas konkreter ausgestaltet wird. Etwas salopp formuliert könnte man feststellen: der griechische Gott ist ein Denker, der jüdische eher ein grossartiger Baumeister und Landwirt. Dementsprechend werden für das menschliche Handeln in beiden Kulturen die Akzente und Bewertungen je anders gesetzt.

Im Folgenden noch einige konkretere Bemerkungen zum jüdisch-christlichen Arbeitsverständnis: Die Arbeit zielt auf die menschliche Lebenserhaltung; wer sich nicht anstrengt und vernünftig vorsorgt, gefährdet sich und seine Familie. Die Faulheit gilt als Laster genauso wie masslose Raffgier und Überschätzung der Arbeit; und wenn erst der Mensch Gott aus den Augen verliert und sich in die Mitte stellt, dann ist der Arbeit die Sinnmitte genommen, sie wird wirkungslos, mühselig, rastlos und leer.

Obwohl in der Bibel die meisten Äusserungen landwirtschaftliche Arbeit betreffen, findet man die *Polarisierung in geistige und körperliche Tätigkeiten kaum oder gar nicht*. Trotz des Einflusses des Hellenismus und der römischen Kultur ist die Abwertung der körperlichen Arbeit nie biblisches Gedankengut geworden. Jesus war Handwerker, die Apostel hatten alle einen manuellen Beruf, und die ersten Christengemeinden rekrutierten sich vorwiegend aus den «arbeitenden Klassen» ...

Noch eine letzte Notiz zum jüdischen Arbeitsverständnis: Damit der Mensch seine Arbeit nicht als Mittel zur Unterdrückung missbraucht, hat er den *Sabbat zu hüten* und seiner zu gedenken. (Ex 20,8 f.) Da dürfen weder Vieh, Sklaven noch Kinder oder Eltern Arbeit verrichten, denn der Sabbat ist für den Menschen da (Mk 2, 27). Es ist die Zeit der Mitruhe mit Gott. (Hebr 3, 7–4, 11) – Auf diesen Punkt wäre im Zusammenhang der Stichworte «Freizeit» und «Musse» auch näher einzugehen.

Stellen wir zum Abschluss des Abschnittes uns wieder die Frage: Arbeitet der jüdische Mensch, um zu leben, oder lebt er, um zu arbeiten? Wahrscheinlich würde die Frage auch wieder zurückgewiesen mit der Bemerkung: *Er arbeitet, um ganz Mensch zu sein*, wobei er die griechische Aufteilung in geistige und körperliche Arbeit zurückweisen würde.

5. Das Arbeitsverhältnis seit der Neuzeit

In unserer bescheidenen Kurzmonographie zum Thema «Arbeit» machen wir einen grösseren Sprung von der Antike der Neuzeit. Natürlich hätte das Mittelalter verschiedenste Variationen zum Thema zu bieten. Aber die konkreten Deutungen bewegen sich eben doch immer im Spannungsfeld von griechischer-römischer Arbeitsauffassung auf der einen Seite und jüdisch-christlicher auf der andern. Das ändert sich ganz wesentlich mit Beginn der Aufklärung und dann vor allem mit dem

Aufkommen der Industrialisierung. Während die jüdische Tradition Arbeit immer nur als Ausführung eines göttlichen Auftrags verstehen konnte (und die Griechen konnten sich überhaupt nicht richtig einordnen), tritt die Neuzeit mit einem neuen Programm an: *Aufklärung! Selber denken, selber machen!* Gegen Theonomie jeder Art wird ab jetzt *auf totale Autonomie* gesetzt. Nietzsche hat diesen Bruch in der abendländischen Geistesgeschichte unvergleich plastisch in eine Parabel gekleidet, in die Parabel vom «Tollen» Menschen. Ein paar Sätze aus diesem Text: *Der tolle Mensch sprang mitten unter sie (die Menschen auf dem Marktplatz) und durchbohrte sie mit seinen Blicken. «Wohin ist Gott?» rief er, «ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder!... Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun?... Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts?... Kommt nicht immerfort Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittag angezündet werden?... Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer (dieser Tat) würdig zu erscheinen?...*

Man kann den Wandel etwas prosaischer ausdrücken: Mit der Aufklärung stellt der Mensch sich allein in die Mitte. Die theoretische Vernunft wird zum alleinigen Massstab für die Zuordnung von wahr/falsch, die praktische Vernunft ist sich selber Massstab für das gute Handeln. – Die Konsequenzen aus diesem Umdenken sind wenigstens die folgenden:

- a) Arbeit als «Besorgen der Schöpfung» (bis zum Ende des Mittelalters) wird nun zum «Ausbeuten einer widerständigen, aber vielfältig verwend- und verwertbaren Welt» (*wir haben ja die Erde von der Sonne losgekettet!*)
- b) Der Mensch selber überfordert sich permanent. Wenn da kein Gott ist, der die Schöpfung trägt, wenn der Mensch alles selber tun muss, muss er sich dann nicht selber zum Weltenschöpfer aufmöbeln, um seine Aufgabe überhaupt nur angehen zu können? (*Müssen wir nicht zu Göttern werden...? – Prometheus lässt grüssen! – Damit wird Arbeit zum Schicksal: Weh uns, wenn wir nicht arbeiten, dann geht die Welt zu Grunde! So präsentiert sich das neue, aufgeklärte Arbeitsverständnis als «verdammte Pflicht und Schuldigkeit».*)
- c) Da die Ratio, die Vernunft letzter Massstab für das Handeln und auch das Arbeiten geworden ist, beginnt man mit dem «*Rationalisieren*» der Arbeit. Da wir die Welt in unsern Händen haben und da diese Aufgabe gewaltig gross ist, muss die Arbeit *möglichst effektiv* gestaltet werden; das ist vernunftgemäss, rationell.

Wie die Neuzeit sich konkret entfaltet hat, wissen Sie so gut wie ich. Die «*Rationalisierung*» im ursprünglichen Wortsinn als Funktionalisieren aller Tätigkeiten auf möglichst grossen (relativ kurzfristigen) Nutzen brachte die Trennung von Arbeitsplatz und Heim, die Aufsplitterung von Arbeitsabläufen und Herstellungsgängen in sinnlose Handlungsfragmente am Fließband, die totale Abhängigkeit des Arbeiters vom Lohn, der seinerseits vom Markt abhängig ist (und der Markt in seiner Unübersichtlichkeit verhält sich dann doch recht irrational!); endlich die gänzliche Auflösung bzw. Abschaffung der Arbeit als konsequente Weiterführung des Rationalisierungsprogramms.

Kurz und gut, die Arbeit ist nicht mehr, was sie einmal war. Wenn der freie Grieche noch sagen konnte: Ich arbeite nicht, weil das Göttliche auch in Kontemplation verweilt (die Sklaven galten als nur «halbe» Menschen), und der jüdisch-christlich

orientierte Gläubige seine Arbeit als Beitrag zur Vollendung der Schöpfung deuten konnte, weiss der Arbeiter der Moderne nicht mehr, was er tut. Er bedient Maschinen über Knopfdruck; er führt Bewegungen aus, er kontrolliert normierte Abläufe... usw. Es gibt Fälle, in welchen der einzelne Arbeiter nicht einmal weiss, zu welchem Produkt er überhaupt einen Beitrag leistet. Was die Sozialphilosophie als «entfremdete Arbeit» beschrieben hat, ist in vielen Fällen traurige Realität.

Obwohl der moderne Arbeiter eigentlich schon nicht mehr arbeitet (wenn arbeiten einen grösseren funktionalen Ablauf ausführen meint), so geht er doch fast jeden Tag an seinen Arbeitsplatz; *denn er arbeitet, um zu leben*, «leben» in verschiedenen Bedeutungen genommen.

- Er braucht das *Geld* für die Arbeit, um den Lebensunterhalt zu erwerben.
- Er braucht das *Prestige* des «Arbeiters», um in der Gesellschaft bestehen zu können. Seit der Aufklärung ist jeder, der nicht arbeitet, ein toter Ast am Baum – oder gar ein Schmarotzer.
- Er braucht die Tätigkeit des eigenen *Selbstwertgefühls* wegen, denn das gesellschaftliche Vorurteil, dass der «Arbeitslose» weniger Wert sei, hat er längst internalisiert. Also, wir folgern: Wenn einer heutigen Tags nicht an einen Arbeitsplatz gehen kann (ich vermeide das Wort «arbeiten», weil man es in den seltensten Fällen noch zu Recht verwendet), dann ist sein Leben gefährdet.

6. Orte des wirklichen Lebens: Arbeit und Musse

Ob wir heute den griechischen Philosophen beneiden sollen, der sich der Arbeit verweigerte und sein Leben in Musse verbracht hat? – Man muss wissen, diese griechischen Aristokraten haben nicht nichts getan, aber sie haben ihre Tätigkeit nicht als Arbeit verstanden, sondern als Musse. Der griechische Ausdruck für Musse ist «schole», lat. «schola», deutsch «Schule». Was die Musse von der Arbeit unterscheidet, sind eine gewisse Zeitlosigkeit – man steht nicht unter Zeitdruck – und Freiheit von gesellschaftlichen oder auch selbst auferlegten Zwängen. – Die jüdische Sabbataruhe wäre im gleichen Kontext darzustellen; es würden sich Überschneidungen und auch einzelne Differenzen zum klassischen griechischen Mussebegriff ergeben. Die Zeit reicht aber nicht für weitergehende Ausführungen.

Der Philosoph Josef Pieper hat sich ziemlich eingehend mit dem Thema «Musse» auseinandergesetzt. Er ist ein Geist, welcher der griechischen Tradition recht nahe steht. Hier seine Meinung: *«Vor allem ist Musse ein Zustand der Seele. Musse ist nicht schon gegeben mit dem objektiven Faktum von Urlaub oder Wochenende! Musse ist ein innerer seelischer Zustand, und als solcher ist er genau der Widerpart jenes Ideals der Überbewertung der Arbeit... Überbewertung der Aktivität – ja, die Musse ist gerade Nicht-Aktivität. Sie ist Schweigen. Sie ist Nicht-Zupacken... Die ganz grossen Einsichten, die wir uns gar nicht «erarbeiten» können, werden uns gerade zuteil in diesem Zustand der Geöffnetheit der Seele. – Ein zweiter Gesichtspunkt: Überbewertung der Mühe»: Die Musse ist eine feiernde Haltung! Und Feiern heisst nicht nur Mühelosigkeit, sondern das Gegenteil von Mühe... Und drittens: das Herausgenommen sein aus der sozialen Funktion. Hier ist eine Unterscheidung zu bedenken... die Unterscheidung zwischen «Pause» und «Musse». Der Sinn der Pause ist, dass ich mich erhole von der Arbeit für die Arbeit... sie ist Glied in der Kette des Arbeitstages... Aber der Sinn der Musse ist nicht, dass ich weiterarbeiten kann, sondern... dass ich auch noch in der Arbeitsfunktion, die mich einengt auf einen ganz bestimmten Aspekt der Realität und auch einen ganz bestimmten Teil meiner Seele beansprucht – dass ich dennoch Mensch bleibe... auf das Ganze der Wirklichkeit ausgerichtet... »*

Diese Überlegungen von Pieper scheinen mir heute sehr wichtig zu sein, weil durch die einseitige Überbewertung der Arbeit in der Neuzeit für die Musse kein Platz mehr übrig geblieben ist. Bis zum Ende des Mittelalters war es ein Ideal für jedermann – nicht nur für die Mönche –, ein Gleichgewicht zu finden zwischen einer «vita activa» und einer «vita contemplativa». Analysiert man die heutige Situation, lässt sich feststellen: da die Arbeit für viele keine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung und zur Sinnerfüllung anbietet, verlagert sich der Lebenssinn einseitig auf die Freizeit. Etwas handgreiflicher formuliert: Man funktioniert (fast wie eine Maschine) am Arbeitsplatz, um dann nach Feierabend etwas Sinnvolles zu tun. Damit kann die Freizeit ihre ursprüngliche Funktion als Musse auch nicht mehr erfüllen, sie wird vielmehr zu einer Art «sinnvollere Arbeit».

Es kann aber auch noch schlimmer kommen mit der Freizeit: Da man während des Tages möglichst gut funktionieren muss, ist man nach Arbeitsschluss zu erschöpft, um etwas Sinnvolles zu tun, und man überlässt sich einfach der Woge der Freizeitindustrie als fröhlich konsumierender Kunde. Das aber kostet Geld, also muss wieder tüchtig angeschafft werden, damit das Konsumieren weitergehen kann... Wo da noch Musse sei? – Das müsste man mir erst zeigen.

Kommt dazu: Wer so die Musse verlernt hat, und wer dann seine Arbeit verliert, der steht da, abgeschnitten vom Fluss des Konsums, dreifach betrogen: Ohne Berufs- und Arbeitsprestige, ohne den Trost des Konsums und ohne die Fähigkeit, echte Musse zu leben.

7. Schlussbemerkung

In den vorgelegten sehr knappen Ausführungen habe ich versucht, in der Auseinandersetzung mit der Kulturgeschichte eine Deutung von «Arbeit» vorzulegen. Meine Überlegungen dürften bei Ihnen den Eindruck hinterlassen haben, das mit «Arbeit» Gemeinte sei doch nicht so klar, wie der Alltagsgebrauch des Wortes vorgibt. Dem ist auch so.

Vielleicht konnte ich zusätzlich erreichen, dass Sie Ihr Selbstbewusstsein nicht an Ihrer Arbeitsleistung festmachen; denn Arbeit, wie wir sie heute erfahren, ist nicht das ganze Leben.

Endlich hatte ich auch die Absicht, Sie darauf hinzuweisen – aber das ist für Sie ja nichts Neues – dass viele der modernen Arbeitsformen nicht der Weisheit letzter Schluss sind und dass sie unserer Selbstentfaltung oft eher im Wege stehen als ihr zu dienen. Aber Verbesserungen sind nicht von heute auf morgen zu erwarten, denn die einseitige Entwicklung hat ja auch nicht erst gestern begonnen. Aber kreative Lösungen täten uns not!

P. Ephrem Bucher, Rektor

Der Mensch – nur bedingt geeignet für die Wirtschaft?

Müssiggang ist aller Laster Anfang. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Mit solchen Worten weist uns überlieferte Spruchweisheit darauf hin, dass an Leib und Seele zu Schaden kommt, wer keine Arbeit verrichtet. Obschon unsere heutige Gesellschaft etwas milder ist und selbst dem Nichtarbeitenden ein Essen zubilligt, ist der Stellenwert der Arbeit gross geblieben: Über den materiellen Lohn hinaus verschafft Arbeit Ansehen nach aussen und Lebensinhalt nach innen. Wer vom Arbeitsprozess ausgeschlossen wurde, wird von vielen nicht mehr ganz voll genommen,

und er beginnt in der Regel auch selbst daran zu zweifeln, dass ihm ein Platz zukomme auf dieser Welt.

Wenn Arbeit in einer Gesellschaft so viel gilt, sollte diese auch dafür sorgen, dass möglichst jeder Arbeitswillige arbeiten kann. Als Prinzip ist dies wohl unbestritten; in der Praxis läuft die Entwicklung indessen eher von diesem Ziel weg. Ich denke hier nicht nur an die momentan überdurchschnittlich hohe offizielle Arbeitslosigkeit, die sich mindestens in der Schweiz wieder zurückbilden wird, sondern vor allem an Veränderungen in unserer Wirtschaft; die unabhängig von der Konjunktur sind.

Die Situation auf dem Arbeitsmarkt

Es ist festzustellen, dass die Wirtschaft sich in steigendem Mass auf Arbeitskräfte abstützt, die jung, frei von psychischen und physischen Handicaps, gelernt und weiterhin lernfähig, ortsungebunden, voll verfügbar sind. Alte, Gebrechliche, Unstabile, Unintelligente, in ausserberuflichen Verpflichtungen Stehende haben es dagegen zunehmend schwer, Erwerbsarbeit zu finden.

Offensichtlich ist der Fall der in vorgerücktem Alter Stehenden; wer Stelleninse-
rate ansieht, findet kaum etwas für über 50 Jahre alte Leute. Aber nicht nur wer eine Stelle sucht, sondern auch wer eine Stelle hat, fällt in steigendem Mass für einen vorzeitigen Altersrücktritt in Betracht, wenn er das sechzigste Altersjahr überschritten hat. So paradox es ist: Obschon unsere Lebenserwartung und auch die Zahl der Jahre bei guter Gesundheit laufend zunehmen, hören wir früher mit der Erwerbsarbeit auf.

Mindestens in den interessierten Kreisen ist auch bekannt, dass die Wiedereingliederung von Fällen der Invalidenversicherung immer mehr Mühe bereitet. Eigentlich sollte jedes Unternehmen etwa 3 % Teilarbeitsfähige in seinen Personalbestand aufnehmen können, um allen diesen Menschen Beschäftigungsmöglichkeiten zu bieten. Aber nicht erst seit dem Konjunkturrückgang von 1992 zögern die Unternehmen, hierzu Hand zu bieten.

Bekannt ist auch, dass die Wirtschaft nur noch in sinkendem Mass einfache Hilfskräfte beschäftigen kann, während qualifizierte Kräfte sogar in der heutigen Arbeitsmarktsituation knapp sind. Gesucht ist z.B. der Spezialist, welcher speicherprogrammierte numerisch gesteuerte Bearbeitungszentren für metallische Werkstücke bedienen und programmieren kann, und stark reduziert hat sich demgegenüber die Zahl der Arbeitsplätze auf konventionellen Werkzeugmaschinen, wie Revolverdrehmaschinen oder Vertikalbohrmaschinen, die von angelernten Hilfskräften bedient werden.

Woher diese Veränderungen, die nach der konjunkturellen Normalisierung des Schweizerischen Arbeitsmarktes wohl bestehen bleiben werden?

Warum sich das Arbeitsplatz-Angebot geändert hat

Ich nenne drei wichtige Gründe für diese Erscheinung:
Erstens haben die Menschen, deren Angebot im Arbeitsmarkt vorwiegend aus körperlicher Arbeitsleistung und aus relativ einfachen, programmierbaren Intelligenzleistungen besteht, zwei Konkurrenten, die zu immer billigeren Preisen immer umfassender einsetzbar sind: die Motoren und die Computer. Motoren ersetzen Arm und Hand, Computer und dazugehörige Sensoren ersetzen den Kopf und die Sinnesorgane. Motoren werden immer konkurrenzfähiger, weil Energie als hauptsächliches Kostenelement für den Betrieb der Motoren immer billiger wird im Vergleich

zu den Löhnen; trotz den beiden Ölpreisschocks der siebziger Jahre zahlen wir heute für Öl indexbereinigt weniger als vor 25 Jahren. Die Computerpreise sind, pro Leistungseinheit gerechnet, ins Bodenlose gefallen. Wir kaufen heute für 3000 Franken Geräte, die bezüglich Rechner- und Speicherleistung mehr bieten als Anlagen, die in den achtziger Jahren noch über 1 Million Franken gekostet haben. Weil auch schlecht ausgebildete Menschen einen Lohn benötigen, der ihren Bedarf nach Nahrung, Kleidung und Unterkunft deckt, können sie den Preiskampf gegen Motoren und Computer nicht mehr mitmachen.

Zweitens verändert sich die Wirtschaft in rascher werdendem Tempo. Produkte kommen schneller auf den Markt und werden schneller wieder aus dem Markt genommen; bekannt ist der Fall der Personal Computer, bei denen etwa alle 6 Monate eine neue Modellreihe folgt. Produktionsmethoden werden rascher umgestellt, und Entscheide auf Stilllegung und räumliche Verlagerung von Betriebsstätten müssen häufiger und kurzfristiger getroffen werden. Als die Schweizerische Kreditanstalt im Frühjahr 1993 die Volksbank übernahm, war die Frage nicht, wieviel man in 5 Jahren sparen könne durch den Zusammenschluss, sondern, wieviel man im Fusionsjahr und in 1994 schon spare. In den grossen Unternehmen wird jeden Monat die Gewinnentwicklung kontrolliert, weil man nicht mehr warten kann mit Korrekturmassnahmen, bis die Zahlen des Jahresabschlusses vorliegen. In einer solchermaßen dynamisierten, rasch sich ändernden Wirtschaft sind diejenigen Menschen benachteiligt, die nicht beweglich sind, die nicht imstand sind, rasch Neues zu lernen und sich an Änderungen anzupassen.

Drittens steigt die Intensität des Wettbewerbs in der Wirtschaft laufend. Als Aussehenstehender mag man es als lächerliches Theater empfinden, wenn Wirtschaftsführer seit Jahrzehnten klagen, der Konkurrenzkampf werde von Jahr zu Jahr härter. Aber die Klage entspricht der Realität. Die leistungsfähigen und gut geführten Unternehmen verdienen zwar trotz steigendem Konkurrenzkampf weiterhin Geld, aber nur deshalb, weil sie auf der Rationalisierungsseite ebenfalls grosse Fortschritte machen. Diese erfreulichen Fortschritte haben allerdings auch ihre Opfer: Es sind tendenziell die schlecht ausgebildeten, unbeweglichen, handicapierten Mitarbeiter.

Kann man etwas dagegen tun, dass unsere Wirtschaft in zunehmendem Masse eine Wirtschaft der jungen, beweglichen, intelligenten, kerngesunden Leute wird, während der Rest der Menschen an den Rand des Arbeitsprozesses oder daraus hinaus geschoben wird? Ich bin der Meinung, dass wir das Auseinanderdriften zwischen der Nachfrage nach dem Produktionsfaktor Arbeit und der tatsächlichen Zusammensetzung unseres Volkes beeinflussen können, wenn wir dies wollen. Einerseits kann sich die Wirtschaft mehr an die Menschen anpassen, und andererseits können sich auch die Menschen mehr an die Verhältnisse in der Wirtschaft anpassen.

Wie man es besser machen könnte

Ich möchte mit den nachstehenden Vorschlägen zeigen, wie man etwas unternehmen kann, um den arbeitswilligen Menschen Arbeit zu geben. Dabei komme ich ausdrücklich nicht auf Massnahmen der staatlichen Wachstumsankurbelung zu sprechen, die ich für schädlich halte.

1. Um die Menschen lernfähig und anpassungsfähig zu halten, muss das Prinzip des lebenslangen Lernens konsequenter umgesetzt werden: Gerade und vor allem die Älteren, die intellektuell Schwächeren und die Handicapierten müssen jedes Jahr etwas Neues lernen. Lernen ist nicht nur dazu da, dass man in der Folge berufliche

Karriere macht und einen höheren Lohn bekommt, sondern Lernen ist immer mehr auch dazu da, dass man im Alter oder bei umstrukturierungsbedingtem Arbeitsplatzverlust eine andere Tätigkeit als die bisherige ausführen kann. Dies geht jeden und jede etwas an. Darum muss Lernen obligatorisch sein, wie das «Obligatorische» beim Schiessen. Dabei rufe ich nicht nach neuen Staatsausgaben: Es ist Aufgabe der Wirtschaft, künftige Lernthemen prospektiv zu erkennen und die Öffentlichkeit darüber zu informieren. Und es ist eine Chance für die nichtstaatlichen Institutionen der Erwachsenenbildung, entsprechende Ausbildung anzubieten. Sie muss nicht gratis sein: Krankenkassen sind auch obligatorisch und trotzdem alles andere als gratis.

2. Wir müssen uns von der Vorstellung lösen, dass der Arbeitslohn und die hierarchische Stellung mit steigendem Lebensalter immer steige. Es ist sachlich begründbar, den Lohn nach dem Höhepunkt der Leistungsfähigkeit mit etwa 50 Jahren wieder sinken zu lassen. Finanziell tragbar ist eine solche Entwicklung ebenfalls, da die Kosten einer Familie abnehmen, wenn die Kinder erwachsen sind. Freilich ist das Problem hier weniger die finanzielle Tragbarkeit, als das ehrliche Eingeständnis, dass unser individuelles Leben nicht ein immer nach oben weisender Siegeszug ist wie die Verkaufsstatistik von Coca Cola, sondern ein Bogen, der sich nach dem Zenith wieder abwärts neigt und bescheiden im Tod endet. Für den älter werdenden Menschen muss die Befriedigung, noch gebraucht zu werden, wichtiger sein als die Lohnhöhe, und er muss demzufolge auch bereit sein, mit 60 oder 65 oder 70 Jahren sich neuen Aufgaben zu stellen, welche in der Hierarchie und im Lohnniveau tiefer unten angesiedelt sind. Man ist als 70jähriger nicht mehr geeignet als Direktor (und nach dem neuen Aktienrecht auch nicht mehr als Verwaltungsrat), aber man kann bescheidenere Aufgaben durchaus mit Anstand erledigen. Neben der richtigen Lebenseinstellung braucht es hierzu allerdings auch Kenntnisse und Fertigkeiten. Das ist der Grund, wieso Lernen im Alter von 60 Jahren so wichtig ist.

Man könnte hier einwenden, der Arbeitseinsatz von Alten sei wegen der Arbeitslosigkeit unerwünscht. Dieser Einwand ist aber vollkommen falsch. Erstens werden sich auch in Zukunft Perioden des ausgetrockneten Arbeitsmarkts und Perioden der reduzierten Nachfrage nach Arbeitskraft ablösen, so dass man die Probleme nicht immer nur aus der Perspektive des Jahr 1993 sehen darf. Und zweitens haben wir sogar bei 150 000 Arbeitslosen bekanntlich keinen Mangel an Arbeit, sondern einen Mangel an Lohngehdern. Wenn aber die sogenannte Arbeitslosigkeit nicht ein Problem des Arbeits-Anfalls, sondern ein Problem der Arbeits-Kosten ist, können wir anstelle von Pensionszahlungen das gleiche Geld als Entgelt für geleistete Arbeit zahlen und dabei den Menschen als Zusatznutzen die Überzeugung geben, trotz ihres Alters noch etwas zu nützen auf der Welt.

3. Wenn Motor und Computer den Menschen als Produktionsfaktor dort verdrängen, wo nur Kraft und einfache Intelligenzleistungen benötigt werden, so wird sich die menschliche Arbeitstätigkeit vermehrt auf Bereiche verlagern, die nicht computerisierbar und motorisierbar sind. Sicher gehören hierzu Arbeitsgebiete, die sich durch hohe Anforderungen an Kreativität und Intelligenz auszeichnen. Besonders wichtig in bezug auf die Zahl der Arbeitsplätze ist indessen, dass auch die bisher grösstenteils schlechtbezahlten Bereiche des Bedienens, Betreuens und Überredens zu diesem Sektor gehören: Bei diesen Tätigkeiten lässt sich der Mensch nicht durch Apparate ersetzen. Wir müssen daher akzeptieren, dass künftig ein steigender Anteil der menschlichen Arbeitstätigkeit in Bereichen wie Gästebediengung, Betreuung von Kranken und Hilflosen, Warenanpreisung stattfinden wird. Wir können nicht

so weiterfahren, dass wir für solche Tätigkeiten Ausländer ins Land holen, weil wir für uns selbst und unsere Kinder eine andere Vorstellung von einer «guten Stelle» haben. Wenn wir Arbeit für uns wollen, müssen wir bereit sein, zu pflegen und zu servieren.

4. Die Wirtschaft muss sich mehr anstrengen, geeignete Arbeitsplätze für Alte, intellektuell Schwächere und Handicapierte zu finden und zu reservieren. Es ist nicht nur phantasielos, sondern auch sachlich falsch, zu glauben, alle Arbeitsplätze seien vor allem für die 25-45jährigen Gutausgebildeten, Hochbelastbaren und Kerngesunden geeignet. Soweit nicht das Lohngefälle die entsprechenden Anpassungen automatisch bewirkt, muss in Betracht gezogen werden, gewisse Tätigkeiten prioritär für gewisse Kategorien von Arbeitswilligen zu reservieren, zum Beispiel Kioskstellen für Gehbehinderte.

5. Schliesslich ist es auch nötig, das goldene Kalb der Maximierung des Wettbewerbs von seinem Sockel herunterzuholen. Zwar schafft Wettbewerb materiellen Wohlstand und Innovation. Auf der anderen Seite ist ein hoher Wettbewerbsdruck auch verantwortlich für überstürzten Strukturwandel und seine negativen Folgen für die betroffenen Arbeitnehmer. Im Klima des maximalen Wettbewerbs fallen die weniger Begabten und weniger rasch Reaktionsfähigen aus dem Arbeitsprozess heraus und werden dem Sozial- und Fürsorgesystem überantwortet. Dank wettbewerbsbedingtem Wohlstand kann dieses System zwar anständige Zahlungen ausrichten, aber es kann den Empfängern weder Lebensinhalt noch sozialen Respekt vermitteln.

Auch wenn im Wirtschaftsteil der NZZ und auf manchen Lehrstühlen dauernd das Gegenteil behauptet wird, ist daher nicht maximale Wettbewerbsfähigkeit der Märkte anzustreben, sondern ein mittleres Mass an Wettbewerb. Je höher der Wohlstand schon gestiegen ist, desto weniger wichtig ist es, ihn noch mehr zu steigern, und umso mehr Gewicht müssen andere Komponenten haben bei der Bestimmung des Optimalmasses an Wettbewerbsfähigkeit. Also im vorliegenden Zusammenhang die Frage des Einbezugs schwächerer Menschen in den Arbeitsprozess.

Es ist richtig, von den Menschen zu verlangen, dass sie in bezug auf den Arbeitsprozess lernwillig und veränderungsbereit sind. Es ist aber auf der anderen Seite auch notwendig, diesen Menschen für notwendige Anpassungen einen fairen Zeitraum zuzugestehen. Daraus ergibt sich, dass wir heute unser Wirtschaftssystem darauf überprüfen müssen, wie man eine weitere Beschleunigung des Strukturwandels mit Hilfe einer Begrenzung der Intensität des Wettbewerbs verhindern kann. Die weltwirtschaftliche Verflechtung beschneidet unsere Handlungsmöglichkeiten, schaltet sie aber nicht so hochgradig aus, dass wir ohnmächtig wären und demzufolge keine Verantwortung mehr tragen könnten für die Art und Weise, wie sich die Wirtschaft in den Dienst des Menschen stellt.

Ruedi Müller-Wenk

Die Referate werden mit grossem Applaus verdankt.

Nach einigen Fragen, die von den Referenten beantwortet werden, schliesst der zweite Teil der Versammlung um 12.45 Uhr.

Paul Brütsch